

Zeitschrift: Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik
Herausgeber: Verein für wirtschaftshistorische Studien
Band: 32 (1979)

Artikel: Jacob Schmidheiny (1838-1905)
Autor: Boesch, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1091092>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

JACOB SCHMIDHEINY

1838–1905

Im Schoße des Volkes ruhen ungeahnte Kräfte. Fügung oder Zufall rufen Einzelne auf, aus «dem Dickicht der Nation» an die Helle zu treten und sich durch nicht alltägliche Leistungen auszuzeichnen.

Ihrer einer ist auch Jacob Schmidheiny, Stammhalter einer schlichten Familie, deren Eltern alteingesessenen Bürgergeschlechtern der Gemeinde Balgach im sanktgallischen Rheintal entsprossen.

Werden und Wachsen

Vater Hansjakob hatte sich auf seiner mehrjährigen Wanderschaft als Schneider in Ländern vieler Herren umgesehen und sich ein handfestes berufliches Können angeeignet. Seine Ehefrau Katharina, geborene Nüesch, besaß alle Eigenschaften einer tüchtigen Hausfrau und begnadeten Erzieherin. Die warme Häuslichkeit der kinderreichen Familie stand im Zeichen eines heiteren Christenglaubens; keines ihrer Glieder wich auch nur einen Finger breit von der Richtschnur einer unbescholtenen Rechtschaffenheit ab. Der karge Verdienst des Dorfschneiders konnte es nicht verhindern, daß jahraus jahrein Schmalhans Küchenmeister war. Aber dieser Umstand vermochte die häusliche Zufriedenheit in keiner Weise zu überschatten. Jacob Schmidheiny – der Erstgeborene –, am 25. Juni 1838 ins Dasein getreten, bedurfte lange Zeit der sorglichsten Pflege. Wochenlang schwebte seine Lebenswaage auf des Messers Schneide, ungewiß, ob sie zum Bleiben oder zum Abscheiden ausschlagen sollte. Und als das Schlimmste endlich überstanden war, blieb für die Mutter immer noch viel zu hegen und zu pflegen, bis der zarte Körper so weit gefestigt war, daß er den Kampf ums Dasein aufnehmen durfte. Der mühsam heranwachsende Knabe sah sich schon früh in die lange Arbeitskette in Haus und Stall eingespant. Als

Fünzigjähriger bekannte Jacob unumwunden: «Von früher Jugend an habe ich hart arbeiten müssen. Dadurch wurden zwar meine Kräfte gestählt; aber ich hatte zu Zeiten viel zu schmal gegessen.»

In seinem fünften Lebensjahre wurde Jacob von den Pocken angefallen, die ihm am linken Fuß eine schlecht heilende Wunde zurückließen. Die Achillessehne blieb in der Entwicklung gehemmt, so daß er nur auf dem «Fußballen» stehen und gehen konnte. Von einem chirurgischen Eingriff, den ihnen der hervorragende Balgacher Arzt Jacob Laurenz Sonderegger anriet, wollten die ängstlichen Eltern nichts wissen. So blieb denn das Übel bestehen, das den lebhaften Buben von den Bewegungsspielen seiner Altersgenossen ausschloß. Als Einzelgänger durchstreifte er mit Vorliebe den Buchenwald hinter dem Schloß Grünenstein und schmiedete zwischen den hochragenden Bäumen himmelstürmende Zukunftspläne, die samt und sonders auf das eine hochgesteckte Lebensziel ausgerichtet waren, das da hieß: «Ein Fabrikant will ich werden!»

Die Eltern wußten um den Herzenswunsch ihres Ältesten. Aber ihre bedrängte wirtschaftliche Lage nötigte sie, dessen kühnen Höhenflug abzubremsten. Sie taten es mit bitterem Weh im Herzen und versuchten, dem lernbegierigen Buben klarzumachen, daß es für ihn nichts anderes gab, als so rasch als möglich zu verdienen, um so mitzuhelfen, der ständig wachsenden Familie das tägliche Brot zu verschaffen. Zum erstenmal erkannte der enttäuschte Junge, was es hieß, armer Leute Kind zu sein. Aber er fügte sich dem Machtspruch der Eltern ohne Widerrede und wurde ein Handweber. Kurze Lehrzeit, genügend Arbeit und ein ansehnlicher Verdienst – das waren die Gründe, von denen sich die Eltern leiten ließen.

Der Weber

Nach dem Abschluß der kurz bemessenen Dorfschulzeit schnürte Jacob sein leichtes Bündel und begab sich zu Fuß nach Teufen, wo er im Weiler «Horst» eine gute Lehrstelle fand. Nach neun Monaten stellte ihm sein Lehrmeister das Zeugnis eines «perfekten» Webers aus. Im benachbarten Trogen widmete sich Jacob seinem Beruf, unterließ es jedoch nicht, die öfters stattfindenden öffentlichen Abendvorträge über geistliche und andere Fragen fleißig zu besuchen. Höhepunkte bedeuteten ihm die häufigen Sonn-

tagsbesuche seiner beinahe abgöttisch geliebten Mutter, von denen er später aus der Erinnerung schrieb: «Unsere Mutter war stets darauf bedacht, den Kindern Freude zu machen. Sie leuchtete uns auch in allem Guten voran. Aus ihrem heimeligen Gesicht strahlte uns Liebe entgegen – Liebe mit Ernst gepaart.»

Mit seinem Taglohn von einem Franken ging der Weber derart häuslicher um, daß er nach anderthalb Jahren den überraschten und überglücklichen Eltern bare 200 Franken auf den Tisch legen konnte.

Die Familie hatte unterdessen ihren Wohnsitz in eine neue Heimstätte in der «Widen» oberhalb Balgach verlegt. Jacob kehrte auf den Wunsch seiner Eltern heim, um seine jüngeren Geschwister in der Kunst des Handwebens zu unterweisen. Im stillen Kämmerlein ging er ernstlich mit sich zu Rate, ob er nicht eine eigene kleine Weberei einrichten solle. Allein ein flüchtiger «Überschlag» von Soll und Haben ließ in ihm die vernünftige Erkenntnis reifen, daß es angesichts der äußerst spärlichen Geldmittel und der mangelnden Erfahrung besser sei, den entscheidenden Schritt ins Ungewisse vorerst zu unterlassen. Der Handwerker blieb bei seinem Leisten.

Die älteste Schwester Jacob Schmidheiny's fand nach dem Abschluß ihrer Lehrzeit in der Seidenweberei Sorntal, zwanzig Minuten von Hauptwil entfernt, eine sehr gute Stelle. Die emsige Weberin wurde nicht müde, ihre neue Arbeitsstätte in allen Tönen zu rühmen. Jacob folgte der lockenden Stimme und fühlte sich in der neuen Umgebung bald heimisch. Seine Prinzipale – Vater und Sohn – versprachen dem Ankömmling, ihn zum Ferggermeister zu befördern, insofern er sich durch Fleiß und gutes Verhalten auszeichne. Jacob verdoppelte den Einsatz und veranlaßte auch die übrigen Glieder der Familie, ihren Wohnsitz in den aufstrebenden Marktflecken Hauptwil zu verlegen. Während der Vater weiterhin in seinem Berufe tätig war, nahmen alle andern Familienangehörigen Einsitz in der Weberei Sorntal.

Obwohl Jacob alles daransetzte, um den hohen Anforderungen seiner Brotherren zu genügen, ließ die versprochene Beförderung reichlich lang auf sich warten. Bei näherem Zusehen merkte er bald, wo der Has' im Pfeffer lag: Sein dürftiger Schulsack wurde immerfort gewogen und wieder gewogen . . . und letzten Endes als zu leicht befunden. Gleichsam über Nacht faßte Jacob den Entschluß, diesem Ungenügen unverzüglich ein Ende zu bereiten. Die abmahnenden Einwände seiner Eltern und die

Beschwichtigungen seiner Vorgesetzten kurzerhand in den Wind schlagend, kündete Jacob seine Stellung und begab sich nach Berneck, wo er sich als Vierundzwanzigjähriger unbekümmert mitten in die Buben- und Mädchenschar der ländlichen Realschule setzte. Mit tausend Freuden nahm er den Faden der Schulbildung da wieder auf, wo er ihn vor mehr als einem Jahrzehnt verloren hatte. Reallehrer Kuster war der Mann, der den «schnauzbärtigen» Schüler im Zeitraum von 31 Wochen derart förderte, daß er den gesamten Lehrstoff der 2. Realklasse anstandslos beherrschte. Um das Maß des Glückes voll zu machen, erhielt er von seinen früheren Prinzipalen in Sorntal das verlockende Angebot, in der neu zu erbauenden mechanischen Seidenweberei den Posten eines Direktors zu übernehmen. Das war nun viel mehr, als er jemals zu wünschen gewagt hatte. Wie «Hans im Glück» kehrte er an seine frühere Arbeitsstätte zurück, um sich mit einem Einsatz ohnegleichen in seine neue Stellung einzuleben. Er spürte es in allen Fasern seines Herzens: Das war der erste Schritt zur Erreichung seines Lebensziels: Ein Fabrikant zu werden. Die beiden Prinzipale ließen ihrem bienenfleißigen Direktor völlig freie Hand. Und dieser kannte weder Rast noch Ruh. Unablässig überwachte er die mehr als hundert Köpfe zählende, zumeist weibliche Belegschaft, die aus Weberinnen, Spulerinnen, Zettlerinnen und Kammfasserinnen bestand, und ließ nicht locker, bis er sie zu einer zuverlässigen und leistungsfähigen Arbeitsgemeinschaft zusammengeschweißt hatte. Ein besonderes Augenmerk warf er auf den Maschinenpark. Störungen beseitigte er mit überlegener Sachkenntnis; Verbesserungen bezeugten die einzigartige technische Begabung des Direktors, der selbst in scheinbar ausweglosen Lagen den «Rank» zu finden wußte. Der nachgeholte Realschulbesuch hatte in Schmidheiny die Lernbegierde mächtig angeregt. Er versäumte daher keine Gelegenheit, im benachbarten Städtchen Bischofszell die noch vorhandenen Bildungslücken durch den Besuch öffentlicher Vorträge nach Möglichkeit auszufüllen.

Die Leitung des weitläufigen Betriebes brachte es mit sich, daß Schmidheiny mehr auf den Beinen sein mußte, als seinem geschwächten linken Fuß wohl bekam. Außerdem gesellte sich dazu noch der zwanzigminütige Fußmarsch von Hauptwil nach Sorntal, viermal des Tages. Kein Wunder, daß sich der solchermaßen strapazierte Fuß schmerzhaft bemerkbar machte und sich das Leiden ins Unerträgliche steigerte. Eines Tages war das Maß voll. Schmidheiny suchte den in der Zwischenzeit nach Altstätten übersiedelten Arzt Jacob Laurenz Sonderegger auf. Es waren nun volle fünfzehn Jahre

verflossen, seitdem der erfahrene Arzt zu einer Operation geraten hatte. Das Übel hatte sich nun derart verschlimmert, daß ein chirurgischer Eingriff nicht mehr aufgeschoben werden durfte. Schweren Herzens bezog Schmidheiny im Marolanischen Krankenhaus in Altstätten Quartier. Der Operation schloß sich eine fünfzehnwöchige, überaus schmerzhaft Nachkur an, die den Patienten über die Maßen schwächte. Aber der Eingriff hatte sich gelohnt. Schmidheiny konnte nun auf die ganze Sohle stehen. Die leichte Verkürzung des linken Beines wurde durch einen besonders konstruierten Schuh weitgehend gutgemacht. In der Folge bereitete es Schmidheiny keinerlei Mühe, den ganzen Tag auf den Beinen zu sein. Allerdings benötigte er zur Stütze einen Handstock.

Und nun rief Sorntal mit tausend lockenden Stimmen. Die Fabrikherren stellten ein beträchtlich erhöhtes Gehalt in Aussicht. Die Eltern und Geschwister bestürmten den geliebten Sohn und Bruder mit beschwörenden Worten, in den Schoß der angestammten Familie zurückzukehren. Aber der nur langsam Genesende vermochte sich lange Wochen nicht zu einem Entschlusse aufzuraffen. Im Grünensteiner Wald durchdachte er die ganze Angelegenheit nach allen Seiten. Nach zähem Ringen, unbeeinflußt von irgendeiner Seite, ganz auf sich selbst gestellt, entschied er sich endgültig dafür, dem langgehegten Wunsch seiner Jugendtage Gestalt zu geben und «ein Fabrikant zu werden».

Der Weg zum Fabrikanten

Schmidheiny's Freunde und Gönner und ganz besonders seine alternden Eltern schüttelten die Köpfe. Sie alle konnten die ihnen unverständliche Wendung nicht annehmen. Jacob aber schritt ohne Verzug zur Tat. Wohl waren seine Ersparnisse durch den Schulbesuch in Berneck und den langen Spitalaufenthalt in Altstätten beängstigend zusammengeschmolzen. Aber der angehende Fabrikant hielt sich an das Dichterwort: «Mein Herz heißt Dennoch!» In der Weiersegg, an der Landstraße von Balgach nach Rebestein, kaufte er eine leerstehende Hafnerei, in der ein paar Webstühle Aufstellung fanden. Nach der geleisteten Anzahlung enthielt seine Geschäftskasse noch ganze 80 Franken. Der Reiz, etwas Eigenes zu besitzen, gab dem Fabrikanten einen kräftigen Auftrieb. Als die Familie nach Balgach zurückkehrte, entwickelte sich alsbald ein reges geschäftliches Treiben. Die

halbwollenen und seidenen Stoffe fanden schlankweg Absatz. Das südliche Bayern gehörte zum wichtigsten Kundengebiet Schmidheiny's. Da brach 1866 unglücklicherweise der preußisch-österreichische Krieg aus, der ausgerechnet Südbayern stark in Mitleidenschaft zog, so daß es als Abnehmerin weitgehend ausfiel. Der empfindlich getroffene Fabrikant machte sich behende auf die Suche nach neuen Kunden, wobei ihm die Güte seiner Erzeugnisse werbend zur Seite stand. Immerhin stellte diese Aufgabe Schmidheiny's Kunst «im Umgang mit Menschen» auf eine harte Probe. Aber die Lage erfuhr allmählich eine ermutigende Verbesserung, und das junge Geschäft streifte die Kinderschuhe der Anfangszeit weitgehend ab. Daß der ausgesprochene Kleinbetrieb keineswegs dazu angetan war, seinem Inhaber auf einen grünen Zweig zu helfen, erkannte Schmidheiny allerdings bald genug. Er kannte die Heilmittel: Viel mehr Betriebskapital, viel mehr Fabrikationsraum und einen großzügig aufgezogenen Kundendienst.

Ausgerechnet in diesen Tagen ging die Nachricht um, Professor Völker beabsichtige, sein Schloßgut Heerbrugg zu verkaufen. Professor Karl Völker war 1819 als politischer Flüchtling aus Tübingen in die Schweiz gekommen, hatte an der Kantonsschule in Chur eine Lehrstelle gefunden und sich dort mit einer Churer Bürgerin verheiratet. Die Schergen des österreichischen Grafen Metternich spürten den «Demokraten Völker» auf; dieser entzog sich der Verhaftung durch die Flucht nach England, wo er ein Knabeninstitut ins Leben rief. 1839 erwarb Völker das Schloßgut Heerbrugg und richtete dort eine Art «Landerziehungsheim» ein, an dem zwei Dutzend junge Engländer von 15 bis 18 Jahren unterrichtet wurden. 1850 hob Völker das Institut auf, und 1866 entschloß er sich zum Verkauf seines Besitztums. Dieses stattliche, am Ostabhang des Balgacher Holzes liegende Besitztum einmal in seine Hand zu bringen, war dereinst der zweite von Jacob Schmidheiny's hochfliegenden Jugendträumen. Und dieser zweite Traum feierte nunmehr seine Auferstehung. Nicht ohne ernste Bedenken suchte Schmidheiny den leutseligen Schloßherrn auf und äußerte freimütig sein Begehren. Völker verhehlte seine Überraschung keineswegs, daß sich der Sohn des ihm wohlbekannten und geschätzten Balgacher Dorfschneiders als Käufer vorstellte. Die Bedingungen waren klar: Kaufsumme 135 000 Franken; Anzahlung 10 000 Franken, der Rest mußte in 9 Jahresraten bei vierprozentiger Verzinsung abbezahlt werden. Schmidheiny empfand die auf ihn niederprasselnden Zahlen beinahe wie Keulenschläge, und er beeilte sich zu erklären, daß diese Summen die Mittel eines armen Mannes turm-

hoch überstiegen und er daher von einem Kauf absehen müsse. Völker räumte ihm entgegenkommend eine Bedenkzeit von 14 Tagen ein und zeigte ihm hierauf das Schloßgut bis in den hintersten Winkel. Der Rundgang gab Schmidheiny einen gründlichen Einblick: Ein geräumiges Wohnhaus, zweckmäßige Wirtschaftsgebäude, einen reichlich verwilderten Garten, einen mäßig gepflegten Weinberg und eine Reihe schöner Grundstücke. Es ist leicht zu verstehen, daß die Begierde nach dem Besitz des Schloßgutes das ganze Sein und Sinnen Schmidheinys beherrschte. Aber woher fürs erste die 10 000 Franken nehmen? Sein ehrlicher Name, seine untadelige Lebensführung und nicht zuletzt sein beachtliches berufliches Können waren überaus schätzbare Eigenschaften. Aber Geld ließ sich daraus keines schlagen. Und abermals wurde Schmidheiny inne, was es auf sich hatte, armer Eltern Kind zu sein.

Ein glücklicher Zufall führte just in diesen bewegten Tagen einen aus Schaffhausen stammenden Kaufmann nach Weiersegg, der seinen einzigen Sohn Guido bei Schmidheiny unterzubringen versuchte. Guido gehörte vor dem in Sorntal zu dessen Freundeskreis und brannte darauf, abermals in seine Nähe zu kommen. Schmidheiny winkte entschieden ab: Die Kleinheit seines Betriebes, der Mangel an Wohnraum und vor allem sein derzeitiger Gemütszustand erlaubten es dem jungen Fabrikanten nicht, den Sohn eines vermöglichen städtischen Hauses bei sich aufzunehmen. Der Besucher drang unerbittlich darauf, daß ihm Schmidheiny sein Herz ausschütete. Nach einer kurzen Besichtigung des Kaufobjektes erklärte sich der Schaffhauser bereit, die Anzahlung von 10 000 Franken zu den vorteilhaftesten Bedingungen vorzustrecken. Der überraschte Schmidheiny war wie aus den Wolken gefallen. Überglücklich nahm er das großzügige Anerbieten an, und bereits wenige Tage später, am 2. Januar 1867, hielt er den amtlich abgestempelten Kaufbrief in den Händen. Heerbrugg, das heiß ersehnte, war sein eigen.

Professor Völker nahm Wohnsitz im oberen Stockwerk, während sich Schmidheiny in den darunter liegenden Räumlichkeiten häuslich einrichtete. Er übernahm die von Völker betriebene Seidenraupenzucht samt den in großer Zahl über das ganze Gut zerstreuten Maulbeerbäumen, die Nährpflanzen des Seidenspinners. Völker behielt die in einem Nebengebäude untergebrachte Ziegelhütte, in der zur Hauptsache Drainierrohre gebrannt wurden.

Im Herbst 1867 führte der des Alleinseins müde Schmidheiny die aus dem toggenburgischen Wattwil stammende Elise Kaufmann an den Trau-

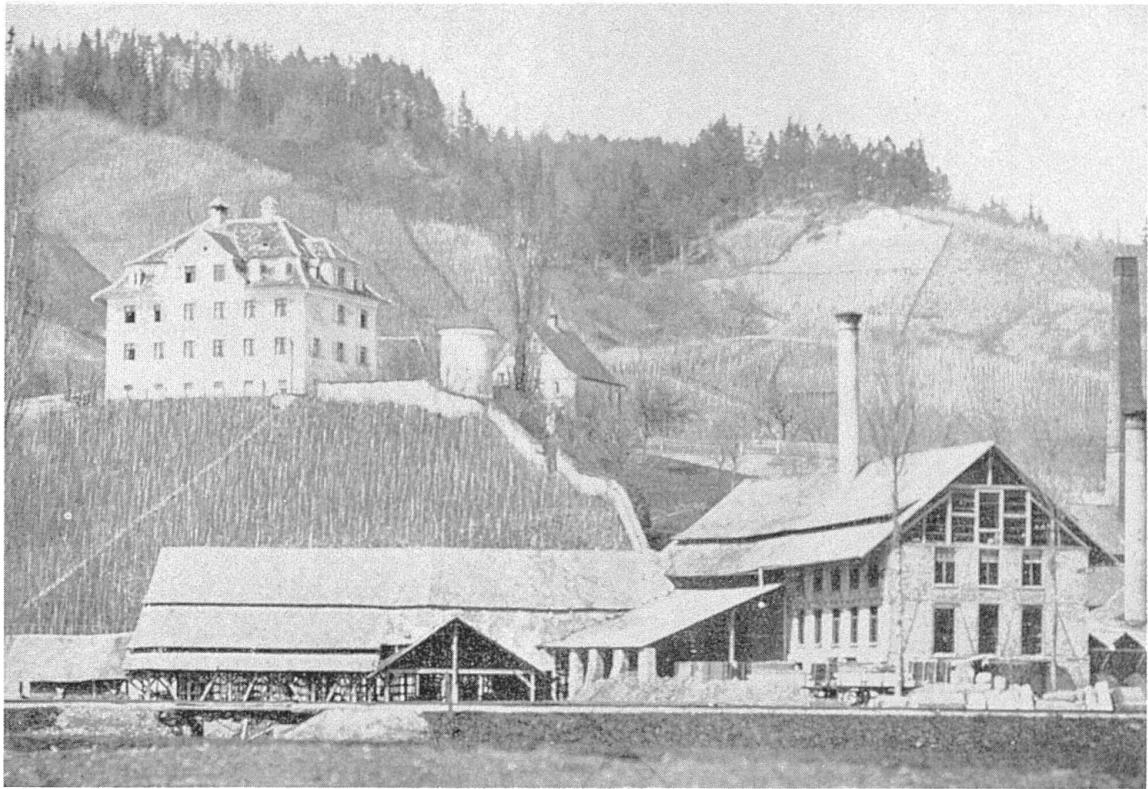
altar. Die heiter gestimmte Toggenburgerin ergänzte den eher ernstgestimmten Rheintaler aufs beste und hielt ihm in allen Stürmen des Lebens den häuslichen Herd warm. Sie verstand es, ihren Haushalt den vorhandenen Mitteln anzupassen, und leitete mit starker Hand die Erziehung der beiden Söhne Ernst und Jacob.

Der Ziegler

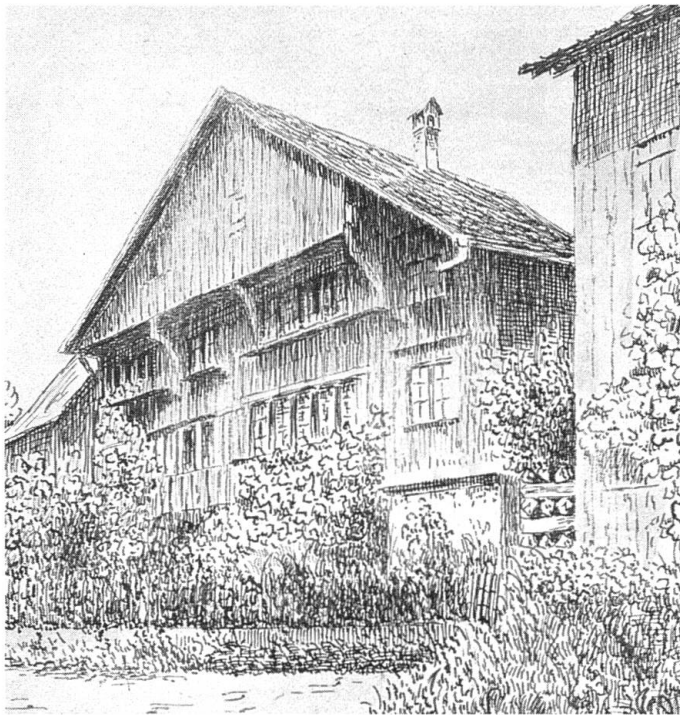
Professor Karl Völker, ein Menschenfreund einzigartiger Prägung, bemühte sich im Laufe seiner 30 Jahre umfassenden Heerbrugger Zeit angelegentlich um die Verbesserung der Lebensbedingungen des Rheintaler Völkleins. Er suchte nach einem Erwerbszweig, die der armen, durchwegs kleinbäuerlichen Bevölkerung einen lohnenden Verdienst bringen sollte. Es schwebte ihm vor, die von der Handweberei benötigten Rohstoffe in der Talschaft selbst zu erzeugen. Zuerst versuchte er es mit der Zucht von spanischen Merinoschafen, von denen er erstklassige Wolle zu niedrigen Preisen erwartete. Der Versuch schlug fehl. Hierauf wandte sich Völker mit neuer Unternehmungslust der Seidenraupenzucht zu, die jedoch die auf sie gesetzten großen Hoffnungen ebenfalls nicht erfüllte. Zu guter Letzt entschloß sich der von einem «untötigen» Helferwillen beseelte Schloßherr zur Errichtung einer Ziegelei, um durch die Herstellung billiger Tonröhren die bitter notwendige Entwässerung der ausgedehnten Sümpfe zu fördern. Diese schlichte Ziegelhütte wurde zum Ausgangspunkt des von Jacob Schmidheiny aufgebauten Lebenswerkes.

Es war ein bescheiden eingerichteter Kleinbetrieb. An einem langen Tisch hantierten etliche Ziegler und fertigten von Hand in gemächlichem Arbeitsgang eine Röhre nach der andern an. Der Absatz ließ sich bei verhältnismäßig guten Preisen befriedigend an. Der altväterisch betriebenen Ziegelhütte hafteten alle Merkmale eines unrentablen Betriebes an, in dem neben Röhren auch Ziegel und Backsteine angefertigt wurden. Nichtsdestoweniger widmete sich Schmidheiny mit geballter Kraft dem neuen Gewerbe. Frühmorgens der Erste und am späten Abend der Letzte, legte der Ziegelfabrikant unermüdlich Hand an und teilte am Mittag mit seinen Arbeitern das einfache Mahl.

War eine bestimmte Zahl von Röhren geformt, wurde dem veralteten Viereckofen ein Fuder Brennholz geopfert. Der Brand ging mit viel Umständlichkeit vonstatten. Mit der ihm eigenen Beharrlichkeit bestrebte sich



Schloß Heerbrugg mit der Ziegelei um 1880. Das Schloß, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts an der Stelle einer abgebrannten Burg erbaut, kam 1839 in den Besitz des deutschen Flüchtlings Karl Völker, der es 1867 dem jungen Fabrikanten Jacob Schmidheiny verkaufte.



Im Haus «auf dem Bergli», wie es auf dieser alten Zeichnung von Dr. Josef Rohner erscheint, verlebte der Stammvater der Industriellenfamilie Schmidheiny und spätere Schloßbesitzer seine Jugendzeit. Es war ein ländliches Haus mit Fall-Läden. In neuester Zeit wurde es ohne starke äußerliche Veränderung modernisiert.



Jacob Schmidheiny

Jacob Schmidheiny, 1838–1905,
nach einem Gemälde.



Elise Schmidheiny, geb. Kaufmann, 1843–1927,
nach einem Gemälde.

Name Eltern & Heimat des Schülers		Schul- COURSE	Bemerkungen
<u>Ulrich Wohlwend</u> de	Schmitter 60/	" " "	
<u>Josaf Weder</u> de	Niedelmann 60/61	" -	aus der Commune zu Schiers
<u>Johannes Vuesch</u> de	Balzach 60/	" " "	war noch am Vollen. hofst. sein
<u>Jacob Sei</u> de Gimmern	Berneck 1861/	" "	Gimmern
<u>Kitz Kunnher</u> de Jhb. Solzgöndt	61/	" "	ausgestorben
<u>Ulrich Kunnher</u> de Jhb. Solzgöndt	61/	" "	ausgestorben
<u>Arnold Gallufser</u> de Jhb. Solzgöndt	61/	" -	aus der Commune zu Schiers
<u>Wilhelm Sacher</u> de Gimmern in Oberegg	60/	" " "	im Jhb. 1861 in der Commune zu Schiers
<u>Friedrich Hengler</u> de Jhb. Solzgöndt	61/	" "	ausgestorben
<u>Ida Gallufser</u> de Jhb. Solzgöndt	61/	" "	ausgestorben
<u>Ursula Gallufser</u> de Jhb. Solzgöndt	61/	" "	ausgestorben
<u>Barth Schelling</u> de Jhb. Solzgöndt	61/	" -	ausgestorben
<u>Robert Frei</u> de Jhb. Solzgöndt	61/	" " "	
<u>Joh. Bieramer</u> de Jhb. Solzgöndt	61/	" "	ausgestorben
<u>Ferdinand Schmid</u> de Jhb. Solzgöndt	61/	" "	ausgestorben
<u>Friedrich Schelling</u> de Jhb. Solzgöndt	61/	" "	ausgestorben
<u>Jacob Gallufser</u> de Jhb. Solzgöndt	61/	" "	ausgestorben
<u>Joh. Engster</u> de Jhb. Solzgöndt	61/	" " "	
<u>Jacob Kitz</u> de Jhb. Solzgöndt	61/	" "	ausgestorben
<u>Schmidheiny Jacob</u> v. Balzach	63	" -	mit 25 J. eingetreten - Seidenweber
<u>Frider Robert</u> /63		" "	ausgestorben
<u>Weder Joh.</u> v. Schmitter /63		" "	ausgestorben
<u>Schreber Joh.</u> v. " /63		" " "	
<u>Weder, Wilh.</u> v. Balzach /63		" "	ausgestorben
<u>Koppel Alb</u> v. Jhb. Solzgöndt /63		" "	ausgestorben
<u>Spring, Rob</u> de Gimmern in Widmann /63		" "	ausgestorben

Daß Schmidheiny mit 25 Jahren in der Real(Sekundar)schule Berneck seine Bildung strebend ergänzte, ist keine bloße Sage. Im Schülerverzeichnis 1860/63 notierte der Lehrer: «Schmidheiny Jacob, mit 25 J. eingetreten. Seidenweber.» (7. Zeile von unten)

Schmidheiny, den Geheimnissen der Ziegelei auf die Spur zu kommen. Sein wichtigstes Anliegen bildete der Rohstoff. Wohl gab es draußen in der Rheinebene Lehm in Hülle und Fülle—Lehm in allen Spielarten der Farben und Geschmeidigkeit. Am Ziegler lag es, diejenige Sorte herauszufinden, die das beste Erzeugnis lieferte. In einem abgeschiedenen Nebenraum wurde nach Herzenslust «geprübelt». Hier fühlte sich Schmidheiny in seinem Element, denn «prübeln» ging ihm über alles.

Was der denkende Kopf ausklügelte, nahm in diesem, wie ein Heiligtum gehüteten Versuchsraum greifbare Gestalt an. So war es nicht nur mit den Lehmsorten, sondern auch mit Verbesserungen oder Neuschöpfungen von Geräten, Werkzeugen und Apparaten. Jede Neuerung fand in Schmidheiny einen ebenso einfallsreichen wie geduldigen Meister.

Nach einer kurzen Anlaufzeit war sich der Ziegler im klaren darüber, daß für die von Völker übernommene Hütte die Stunde des Umbruchs und der Ausweitung geschlagen hatte. Der holzfressende Quadratofen musste einem zweckmäßigeren und holzsparenden Rundofen weichen. Ausgerechnet an dem Tage, da im Kirchlein von evangelisch Balgach der Stammhalter auf den Namen Ernst getauft ward, fügten die Maurer in schwindelnder Höhe am stolz aufragenden Hochkamin den krönenden Schlußstein ein. Es schien, als wollten die lustig flatternden Aufrichtfähnlein weit in der Runde verkünden: «Es geht aufwärts mit den Schmidheiny!» — In der Folge war des Abreißens und Wiederaufbauens, des Änderns und Verbesserns kein Ende. Der arbeitsbesessene Ziegler hielt dafür, es gebe nichts, das, gut und zweckmäßig betrieben, nicht noch besser angepackt werden könne. Im Verlaufe dieses umwälzenden Umbruchs geschah vielleicht ab und zu des Guten zuviel, und nicht jegliche Neuerung machte sich bezahlt. Aber alles in allem genommen, stellte sich doch bald eine beträchtliche Steigerung der Fabrikationsleistungen nach Menge und Güte ein, deren klingende Früchte keineswegs ausblieben.

Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zielen

Im Jahre 1874 fiel die Mosersche Ziegelei im Espenmoos bei St. Gallen einem Schadenfeuer zum Opfer. Schmidheiny witterte Morgenluft für seine Ziegelei. Er erkannte, daß die Stickereiindustrie im Begriffe stand, mächtig aufzuholen. Der Bau von neuen Geschäftshäusern bildete die natürliche

Folge der sich anbahnenden Entwicklung. Die Errichtung einer leistungsfähigen Ziegelei in Stadtnähe mußte ein Erfolg werden. Mit keckem Zugriff brachte Schmidheiny die Brandstätte in seine Hand, denn die nahe Stadt durfte ihm als Abnehmerin von Ziegeln und Backsteinen unter keinen Umständen verloren gehen. Seine immer noch knapp bemessenen finanziellen Mittel mußten durch diesen Kauf bis auf den Bodensatz ausgeschöpft werden. Aber frisch gewagt, war auch schon halb gewonnen. Beim Wiederaufbau der Ziegelei berücksichtigte Schmidheiny alles das, was er in Heerbrugg gerne anders gehabt hätte. Dessen ungeachtet wuchs sich das Werk Espenmoos doch zu einem rechten Sorgenkinde aus.

Der nächste Schritt ersetzte die bedächtige Handarbeit durch diejenige der Maschine. Diese längst fällige Umstellung wurde durch die Notwendigkeit diktiert, den Betrieb lohnender zu gestalten. Der neu in den Dienst gestellte Maschinenpark verschlang ein ansehnliches Stück Geld, weit mehr, als für den Fabrikanten tragbar war. Dabei mußte die bange Frage in Rechnung gestellt werden, ob die teuren Maschinen das hielten, was man sich von ihnen versprach. Schmidheiny sah sich in Anbetracht seiner nichts weniger als rosigen Finanzlage gezwungen, jeden Franken zweimal umzudrehen, ehe er ihn ausgab. Notgedrungen hielt er sich an die billigsten Maschinen. Der Ausspruch des alten Maschinenfabrikanten Sulzer in Winterthur traf auch auf ihn zu: «Unsere Fabrikanten kaufen zuerst eine alte, dann eine zu schwache und erst beim dritten Anlauf endlich eine vollwertige Dampfmaschine.»

Die Leistungen der neuen Ziegelei durften sich indessen sehen lassen. Die in jenen Jahren mächtig aufblühende Stickerei weckte und förderte die Baulust. Espenmoos vermochte auch den höchsten Ansprüchen restlos zu genügen. Die gelieferten Erzeugnisse fielen durch ihre saubere Beschaffenheit und untadelige Güte auf und trugen entscheidend bei, den Ziegeleien von Schmidheiny große Aufträge einzubringen. Immer wieder prägte der Fabrikherr den Arbeitern aller Grade seine Losung ein: «Schöne Ware ist über die Maßen wichtig!»

Die vereinbarten Lieferfristen hielt Schmidheiny peinlich genau ein, denn er verfügte über ein nicht alltägliches Organisationstalent. Auch hat sich ihm schon früh die Erkenntnis aufgedrängt: «Es ist etwas vom Allerwichtigsten, wenn die Arbeiter wissen, daß man ihr Tun genau kontrolliert. Daher tue ich das, wenn immer möglich, tagtäglich. Der Fleißige schätzt es, und dem Faulen kommt man auf diese Weise auf die Spur. Die täglichen

Kontrollgänge bringen es allerdings mit sich, daß meine Zeit stets ausverkauft ist. Aber auf andere Weise wäre ich wohl nie auf einen grünen Zweig gekommen!»

Im Espenmoos stieß die Beschaffung der Wasserkräfte fortwährend auf schier unüberwindliche Schwierigkeiten. «Monatelang war meine Anwesenheit notwendig. Mit dem Frühzug hinein – tagsüber aufs höchste angespannt –, und abends mit dem letzten Zug wieder heim. Daß mein Kopf über dieser Unruhe sein Getöse nicht aufgibt, ist leicht zu verstehen.» – Nervöse Kopfschmerzen in wechselnden Stärkegraden waren denn auch jahrzehntelang die unzertrennlichen Begleiter des gehetzten Fabrikanten.

Der Kampf mit dem Rohstoff

Schmidheiny war der Ansicht, der Reichtum an brauchbarem Lehm im Gebiete der Rheinebene sei unerschöpflich. Er hatte jedoch den Neid mißgünstiger Menschen nicht in seine Rechnung einbezogen. Die Bauern der Umgebung, aufgehetzt durch verwirrte Köpfe im Hinterhalt, sperrten dem erfolgreichen Ziegler eines Tages den weiteren Lehmbezug. Die ausgeschöpften Löcher mit ihren Wasserlachen wurden als Ursache der schlechten Weinjahre bezeichnet. Obschon der gesunde Menschenverstand diese lächerliche Behauptung als üblen Fasnachtsscherz abtat – der betroffene Ziegler sah sich gezwungen, den Gaunerstreich zu parieren. In aller Stille kaufte Schmidheiny außerhalb Marbach ausgedehnte Lehmlager und sicherte sich auf diese Weise große Mengen des unentbehrlichen Rohstoffes. In seine Freude mischte sich aber ein bitterer Wermutstropfen: Der Marbacher Lehm wies einen starken Gehalt an kalkigen Beimengungen auf. Kalk wurde von jeher als geschworener Feind der Ziegelei betrachtet. Schmidheiny verstand es, auch diesem Nachteil wirksam zu begegnen. Er ließ den gefährlichen Kalk durch eine sinnreiche Schlämmeinrichtung auslaugen. Der so gereinigte Lehm bildete ein erstklassiges Rohmaterial, das eine anstandslose Ausbeutung gewährleistete. Der niederträchtige Schlag, durch den die blühende Heerbrugger Ziegelhütte tödlich getroffen werden sollte, verpuffte wirkungslos. Einfältige Neider, die in Schmidheiny nur den Erfolgsmenschen sahen und keine Ahnung hatten von dessen Sorgen und Nöten, mußten vor der Überlegenheit entschlossenen Handelns ihre schmutzigen Waffen strecken.

Auch im Espenmoos stieß die Lehmbeschaffung auf Hindernisse. Der dort gewonnene hübsche blaue Lehm ergab ein Erzeugnis, dem die erforderliche Härte und der richtige Klang fehlten. Zur Behebung dieser Unzulänglichkeiten bedurfte es der Beimischung einer anders zusammengesetzten Lehmart. Eine solche fand sich glücklicherweise in nicht allzuweiter Entfernung, am Südosthang des «Peter und Paul». Die Herbeischaffung per Achse war überaus umständlich und sehr kostspielig. Schmidheiny wußte Rat: Er errichtete eine kleine Drahtseilbahn, durch die der Transport fließend und billig bewerkstelligt werden konnte. Mit den Besitzern des «überfahrenen» Bodens hatte er die Gebühr für das Durchleitungsrecht ausgehandelt und vertraglich für ein Jahrzehnt festgelegt. Nach Ablauf dieser Frist setzten sich die Bauern zusammen und beschlossen mit seltener Einmütigkeit, die Gebühr um das Zehnfache zu erhöhen. Der überraschte Fabrikant ließ sich nicht ins Bockshorn jagen. Die Bauern glaubten, er sei ihnen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Schmidheiny ging sogleich daran, die Sachlage nach allen Seiten zu überprüfen. Wie eine Erleuchtung fiel ihm ein morgenländisches Sprichwort ein, das er in seinem Sinn abwandelte: «Kommt der Lehm nicht zu mir, so gehe ich zu ihm.» Gedacht, getan. Im Handkehrum traf er Anstalten, um am Fuß der lehmhaltigen Halde eine neue Fabrikanlage zu erbauen. Dadurch fiel die Durchfahrt über fremde Grundstücke ein für allemal weg, und die Bauern konnten ihre unverschämte Forderung in den Kamin schreiben. Die neue Ziegelhütte erhielt den Namen «Bruggwald»; ihr rauchender Hochkamin triumphierte über menschliche Begehrlichkeit und legte eindeutig Zeugnis ab dafür, daß der hoffnungsvolle Aufstieg des neuen Unternehmens durch kleinliche Machenschaften in keiner Weise aufzuhalten war.

Es kriselt

Zu Beginn der achtziger Jahre schien es Schmidheiny, «als ob die Welt voll Teufel wär'». Betriebsstörungen schmälerten den Ausstoß an Fabrikaten bedenklich; die Wasserzufuhr ließ sowohl in Heerbrugg, wie im Espenmoos sehr viel zu wünschen übrig; ein- über das anderemal fielen große Mengen von Ziegeln – Zehntausende und ein Mehrfaches davon – scharfen Nachtfrösten zum Opfer, weil die Überreste von Wasser in den zum Trocknen ausgebreiteten Erzeugnissen gefroren und die Ziegel sprengten.

Um das Maß an Unbill voll zu machen, brach im Weinmonat 1882 in der Ziegelei Heerbrugg ein Brand aus, dem, angefacht durch einen rasenden Föhnsturm, der ganze Mittelbau zum Opfer fiel. Mit bewunderungswürdiger Tatkraft raffte sich der bitter heimgesuchte Fabrikant sogleich auf, um den Neubau derart zu fördern, daß dieser bis zum kommenden Frühjahr betriebsbereit unter Dach und Fach gebracht werden konnte. Die reiche Erfahrung Schmidheiny's stand der Neuanlage zu Gevatter, so daß das Sprichwort auch hier Geltung erhielt: «Es ist kein Unglück so groß, es birgt ein Glück in seinem Schoß.» Die Fabrikation konnte zu Beginn der «schönen Jahreszeit» in vollem Umfange aufgenommen werden.

Dachziegel, glasiert und unglasiert, Backsteine jeglicher Größe und Tonröhren verschiedenen Ausmaßes füllten den geräumigen Lagerplatz bis zum hintersten Winkel. Mit dem Versand aber begann es ernstlich zu hapern. Eine schwere Absatzkrise setzte ein und griff weit über die Grenzen des Schweizer Landes hinaus. Im gleichen Maße, wie die Vorräte answollen, sanken die Preise, zumal es nicht an Fabrikanten fehlte, die ihre Erzeugnisse um einen «Schund» verschleuderten.

Schmidheiny, durch den Wiederaufbau sowieso aufs schwerste belastet, litt unglaublich unter dem flauen Geschäftsgang. Aber gerade die Notlage drängte ihn, alles vorzukehren, um die Herstellungskosten wesentlich zu verringern. Als aussichtsreichster Weg hiezu schien ihm die Einspannung stärkerer Wasserkräfte, die den Betrieb der Maschinen weitgehend vereinfachten und verbilligten. Eifrig machte er sich auf die Suche nach ergiebigen Quellen. Solche fanden sich vorab an den nach Osten abfallenden Hängen des vorderen Appenzeller Landes. Im «Klee» erwarb er eine Reihe von Quellen, deren kostbares Naß sorgsam gefaßt und in Röhren zu einem auf dem Rücken des «Balgacherholzes» erbauten Reservoir geleitet wurde. Von dort floß das Wasser mit einem Gefälle von 380 Metern zur Ziegelei Heerbrugg. Mit diesem Werk hat der technisch ungeschulte Fabrikant den Beweis erbracht, daß ein begabter Kopf im Verein mit praktischem Geschick imstande war, eine einwandfreie Leistung hervorzubringen so gut wie ein «geschulter» Techniker.

Auf einer Studienreise gelangte Schmidheiny mit etlichen befreundeten Fachgenossen nach Westfalen und stieß dort auf eine ihm fremde Fabrikationsart: Halbfeuchter Lehm wurde gepreßt und ohne weiteres der Ofenhitze ausgesetzt. Das außerordentlich einfache Verfahren reizte Schmidheiny, nach seiner Heimkehr eine Wagenladung Bruggwalder Lehm in eine

westfälische Ziegelei zu schicken. Das Ergebnis dieses Versuches überraschte und ermutigte den leidenschaftlichen «Pröbler», Bruggwald durchgehend auf die westfälische Fabrikationsmethode umzustellen.

Probieren geht über Studieren

Von Zeit zu Zeit regte sich in Schmidheiny der Trieb zur technischen Forschung. In seinem «Versuchshüttlein» frönte er seiner Leidenschaft, nach neuen Wegen zu suchen. 1886 gelang es ihm nach unzähligen Versuchen, einen Strangfalzziegel besonderer Art herzustellen. «Er entströmt fixfertig der Maschine, so daß nur die Länge abgeschnitten und weder etwas gepreßt oder irgendwie nachgebessert werden muß. Von keinem bis jetzt fabrizierten Ziegel kann das gesagt werden. Ein Apparat liefert in der Stunde leicht 600 bis 800 Stück. Vermöge seiner Konstruktion gibt der Ziegel das leichteste Dach bei größter Dauerhaftigkeit.»

In der ersten Freude über seine Erfindung unterließ es Schmidheiny leider, seinen Apparat zur Patentierung anzumelden. Da war ein Werkmeister, der auf irgendeinem Wege einen der neuen Strangfalzziegel in die Hände erhielt, bedeutend zugriffiger, indem er unbesehen Mundstück und Apparat anfertigte und das ganze als eigene Erfindung patentieren ließ. Zweifelsohne wäre Schmidheiny vom Richter geschützt worden; aber der friedfertige Mann wollte nichts zu tun haben mit dem Gericht und begnügte sich mit dem deutschen Musterschutz und dem österreichisch-ungarischen Patent.

1891 brachte es der unablässig forschende Mann fertig, in einem Arbeitsgang zwei Ziegel auf einen Schlag herzustellen. «Wir werden künftig zweimal soviel Ziegel fabrizieren, und es braucht höchstens einen billigen Buben mehr.» Diesmal meldete er die Erfindung beizeiten zur Patentierung an. Gleichzeitig beschäftigte sich der Fabrikant mit zwei Sorten neuer Falzziegel, von denen er viel Gutes erhoffte.

Zur Umstellung der Anlagen von Bruggwald trafen aus England die neuesten Maschinen ein: Schwere Kollergänge mit durchlöcherter Boden und kreisenden Tellern. Ein Tonschneider schob Presse und Formentisch den Lehm zu. Die Pressung selbst erfolgte im Formkasten. Die nach der neuen Art erzeugte Ware befriedigte durchaus in bezug auf scharfe Kanten; sie wies aber überaus viele Haarrisse auf und enttäuschte besonders durch das

viel zu große Gewicht von 4 Kilo per Stein. Die schweren Läufer verteilten die steinharten Mergelknollen mühelos; aber von einem Passieren des Lochbodens war keine Rede. Schmidheiny konnte unter keinen Umständen auf halbem Wege stehen bleiben; es mußte eine zweckmäßige Lösung gefunden werden. Mit der Beschaffung kostspieliger Schleudermühlen glaubte er, dem Übel beizukommen. Tatsächlich wurden auch die härtesten Knollen feingerieben. Aber die teuren Maschinen nutzten sich dabei derart ab, daß sie nach der Herstellung von 10 bis 12 Millionen Stück unbesehen zum alten Eisen geworfen werden mußten. Angesichts dieser ständigen Mißerfolge, gepaart mit ungeheuren Kosten, begann der sonst so tapfere Fabrikant an seinem guten Stern zu zweifeln. Kleinmut und Niedergeschlagenheit bemächtigten sich seiner und raubten ihm jegliche Ruhe bei Tag und noch viel mehr des Nachts. Kummervoll erhob er sich einmal in der Frühe eines Sommersonntages von seinem Lager, auf dem er sich schlaflos gewälzt hatte, und setzte sich an eines der Fenster, die den Blick in die dämmerige Rheinebene freigaben. Da saß der gramgebeugte Mann, mutlos in sich zusammengesunken, und wußte nicht, wo aus, wo ein. Er war auf dem besten Wege, an allem irre zu werden, an das er seit den Tagen der Kindheit felsenfest geglaubt hatte. Lautlos ging eine Türe; Frau Elise trat an die Seite ihres Mannes und strich ihm mit weicher Hand die Sorgenfalten aus der Stirn. Mit eindringlichen Worten drang die tapfere Frau in ihren kummergebeugten Mann, ihr sein sorgenvolles Herz rückhaltlos auszuschütten. Er tat es, oftmals von krampfhaftem Schluchzen angefallen, und die Gattin erkannte mit einem Schlage die furchtbare Lage. Aber die mutige Frau stimmte kein Klagelied an; sie ermunterte ihren Gatten, nicht nachzulassen in der Suche nach einem rettenden Ausweg. Jacob Schmidheiny hatte diesen Ausweg bereits gefunden, wagte jedoch nicht, ihn zu beschreiten angesichts der übermäßig hohen Kosten. Frau Elise reckte sich auf und bestärkte ihren Mann darin, daß er seinen Plan verwirkliche. Und als just in diesem Augenblicke fern im Süden die Spitze der Scesaplana im ersten Morgensonnenstrahl aufleuchtete, wies Frau Elise darauf hin und sprach schlicht dazu: «Hebe deine Augen auf zu den Bergen, von denen dir Hilfe kommt!»

Anderntags schon schritt Schmidheiny unentwegt zur rettenden Tat. Ein einstöckiger Kollergang zeitigte bereits bessere Ergebnisse. Der Arbeitsgang wurde wiederholt, und das Resultat befriedigte mehr und mehr. Plötzlich kam dem prübelnden Mann die rettende Idee: «Ein drei- oder vierfacher Kollergang—die einzelnen Gänge unter sich verbunden —, das ist's,

was hier nottut!» Die Versuche erfüllten auch die kühnsten Erwartungen. Nicht nur die unterschiedlichen Lehmarten, sondern auch die zähesten Wurzeln wurden restlos zerrieben. Betriebsstörungen stellten sich praktisch nicht mehr ein, und Abfälle gab es überhaupt nicht mehr. Dabei benötigte die unglaublich leistungsfähige Maschine viermal weniger Kraft als das frühere Walzwerk zu seiner bedeutend leichteren Arbeit.

Der mehrfache Kollergang krönte die Erfindungen Schmidheiny's aufs schönste. Wohl waren noch kleine Änderungen notwendig; aber das Werk bewährte sich und erntete bei den Fachleuten uneingeschränktes Lob und aufrichtige Bewunderung.

Nach der Patentierung übernahm die Maschinenfabrik Adolf Bühler in Uzwil die Fabrikation des «mehrfachen Kollerganges», der bald darauf seinen Siegeszug durch die meisten Länder Europas antrat und in den Ziegeleihütten eitel Entzücken hervorrief. Schmidheiny's Selbstbewußtsein hob sich; der unbestrittene Erfolg seiner Erfindung erfüllte ihn mit berechtigter Genugtuung.

Nach Neujahr 1891 holte das unberechenbare Schicksal zu einem neuen Schlage aus: Ein gewaltiger Brand zerstörte den Hauptteil der Ziegelei Heerbrugg. Die Brandursache lag wahrscheinlich in der kurz vorher umgebauten Heizungsanlage. Daß der aus Widnau stammende Heizer Fehr nur noch als verkohlte Leiche geborgen werden konnte, schmerzte den Fabrikanten beinahe mehr als der Verlust seiner stattlichen Fabrik. Die ausgeklügelte Planung des Neubaus half dem abermals arg gebrandschatzten Unternehmer über die gedrückte Stimmung hinweg.

Vater und Söhne

Vater Jacob schaltete sich in die Erziehung seiner beiden Söhne erst ein, als diese ihre Kinderschuhe längst ausgetreten hatten und bereits die Bänke höherer Schulen drückten. Bedauerlicherweise fielen die Kantonsschuljahre der beiden Brüder ausgerechnet mit dem Tiefgang der väterlichen Unternehmen zusammen. Die Geldmittel waren knapp; aber der Vater unterließ dessenungeachtet nichts, das dem ordentlichen Lehrgang seiner Sprößlinge irgendwie dienlich war. Er erinnerte sich gut genug an seine eigene Jugend, die ihm so viel an Schulbildung schuldig geblieben war. In seinen Briefen wies der Vater immer wieder auf den Wert einer ausreichenden

Schulung hin: «Die Schulzeit fliegt dahin, man weiß nicht wie. Ihr Ergebnis ist von großer Wichtigkeit für das ganze Leben. Wie man es sich in der Jugend angewöhnt, so treibt man es unwillkürlich weiter.»

Ernst — der ältere — bezog nach bestandener Reifeprüfung die Handelsschule Neuenburg; Jacob — der jüngere — wandte sich an der Eidgenössischen Technischen Hochschule dem Ingenieurstudium zu. Schon während ihrer Studienzeit gab der Vater seinen Erwartungen bestimmten Ausdruck: «Wenn Ihr wirklich mit Freude und Eifer meinen Beruf ergreifen wollt — wie ich es von Euch hoffe —, werdet Ihr ein sehr schönes Geschäft betreiben können, das einer ungeahnten Zukunft entgegengehen kann.»

Als Ernst später Miene machte, sich dem Studium der Rechtswissenschaft zuzuwenden, und auch Jacob Anstalten traf, um aus dem Zieglergewerbe auszubrechen, beschwor der enttäuschte Vater seine Söhne eindringlich: «Bei meinem rastlosen Streben, unser Haus auf einen dauerhaften Grund zu stellen — auch in wirtschaftlicher Hinsicht —, hat mich insbesondere der Gedanke an Euch, geliebte Söhne, angespannt. Ein tiefes Weh will mich erfassen bei dem Gedanken, daß nun, da ich die Zeit gekommen glaubte, nicht mehr allein mit den täglichen Wellen des Geschäftes kämpfen zu brauchen, nun wieder auf Jahre hinaus mir selbst überlassen bleiben muß, bis meine Kraft vielleicht ganz aufgezehrt ist. Ich habe nicht für ein bißchen Wohlleben also gearbeitet, sondern, um unser Haus wohl zu begründen. Heerbrugg, das ich wie eine geliebte Braut zu erringen und zu verdienen mich abgemüht habe, kann unserem Haus und Geschlecht nur erhalten bleiben durch fleißige Hand. Ich mühe mich gewiß sehr gerne, wenn nur unser Haus in Ehren dasteht.»

Die Söhne waren weit entfernt davon, das Vaterwort in den Wind zu schlagen. Frei und offen boten beide Hand zur Bildung der Firma «JACOB SCHMIDHEINY UND SÖHNE». Die unvoreingenommene Prüfung der Geschäftslage und die Geistesgaben der drei Teilhaber mußten auch einem Außenstehenden die Erkenntnis aufzwingen: «Es geht weiterhin aufwärts mit den Schmidheiny!»

Am 25. Juni 1898 feierte Vater Jacob im Kreise seiner Familie seinen 60. Geburtstag. Der Jubilar — dem wie selten einem die Gabe der gehaltvollen, Ernst und Scherz weise mischenden Tischrede verliehen war —, überraschte seine Angehörigen mit dem Plan, im Kronbühl eine weitere Ziegelei erbauen zu lassen, in deren Aufbau und Einrichtung seine mehr als 25jährigen Erfahrungen auf dem Boden der Ziegelei zusammengefaßt wer-

den sollten. Mit Feuereifer überwachte der Sechzigjährige den Neubau und durfte nach Jahr und Tag, von Befriedigung und Freude erfüllt, sagen: Ende gut, alles gut!

Als 1904 die Vereinigung der schweizerischen Ziegler anlässlich ihrer Jahresversammlung dem Alterswerk Schmidheiny einen Besuch abstattete, waren die Teilnehmer des Lobes voll und versäumten nicht, dem erfahrenen Ziegler ihre Hochachtung und ihre Glückwünsche auszusprechen.

Vater Schmidheiny überschlug im stillen den beschwerlichen Weg, den er von 1870 bis 1900 gegangen war: Damals eine Jahresleistung von 250 000 Stück und jetzt eine hundertfältige Steigerung auf 25 000 000 Stück. Wer einen derartigen Erfolg buchen konnte, durfte mit gutem Gewissen stolz sein auf sein Lebenswerk.

Im Banne der Elektrizität

1867 – im selben Jahre, als der Fabrikant Jacob Schmidheiny auf Schloß Heerbrugg seinen Einzug hielt, erfand in Berlin der geniale Ingenieur Werner Siemens die Dynamomaschine zur Erzeugung von Elektrizität. Damit trat die Elektrizität in den Dienst des Menschen und bewirkte eine totale Umwälzung auf dem Boden der Industrie. Daß ein Mann von der Art Jacob Schmidheiny von dieser Wunderkraft gepackt wurde, war leicht zu verstehen. Mit wachsamem Auge verfolgte er die unglaubliche Entwicklung der Elektrizität und ging stets darauf aus, sie seinen Betrieben dienstbar zu machen. Durch fleißiges Studium aller einschlägigen Schriften und Bücher erwarb er sich binnen kurzem eine gründliche Kenntnis der Elektrotechnik, die es ihm erlaubte, überall ein gewichtiges Wort mitzureden.

Schmidheiny liebte es, seine Blicke über die weiträumige Ebene des Rheintals schweifen zu lassen. Dabei berührte es ihn seltsam, daß die Bahnlinie weitab von den Dörfern durch die beinahe menschenleere Ebene führte. Immer stärker ließ er sich von dem Gedanken leiten, eine Straßenbahn sollte die vorhandene Verkehrslücke ausfüllen und die einzelnen Dörfer am Rande des Tales miteinander verbinden. In diesem Plane traf er sich mit dem Bernecker Kaufmann A. Lutz. Arm in Arm gingen die beiden Männer ans Werk. Sie beschränkten sich klugerweise auf das Teilstück Altstätten – Berneck. Im Initiativkomitee setzte sich Schmidheiny mit aller Kraft für den elektrischen Betrieb ein; für ein idyllisches «Röblitram» hatte er nichts übrig. In

der Beschaffung der notwendigen Wasserkräfte zur Gewinnung von elektrischer Kraft setzte er sich ebenso energisch ein wie für die Zeichnung von Aktien. Kurz nach der Eröffnung des Bahnunternehmens, im April 1897, bekannte Schmidheiny: «Der Bau der Straßenbahn hat mir mehr Verdruß als Freude gemacht. Dennoch habe ich es nie bereut, für dieses nützliche Werk so eifrig gearbeitet zu haben.» Dem Drängen seiner Mitarbeiter nachgebend, übernahm Schmidheiny den Vorsitz im Verwaltungsrate, der nach seiner Ansicht «das getreue Abbild der Aktionäre darstellte – nämlich eine Zusammenballung von lauter Widerwärtigkeiten». Die sachlich überlegene Art des Präsidenten vermochte die oft hochgehenden Wellen der Auseinandersetzungen ohne große Mühe zu glätten und die häufig auseinanderstrebenden Interessen unbeirrt auf das eine hohe Ziel auszurichten: «Die Straßenbahn zu einem leistungsfähigen Verkehrsmittel auszubauen, das dem Volk gegen billiges Entgelt zu dienen vermochte.»

Wie stark Schmidheiny der Elektrizitätswirtschaft verhaftet war, beweist ein vielseitiger Brief, den er ein Jahr vor dem Tode von Flims aus an seinen Sohn Ernst gerichtet hat: «Nutzet die Erde und macht sie euch untertan. Von dieser biblischen Weisung komme ich nicht los, selbst in den Ferien nicht. Wohl ist der Zeiger meiner Lebensuhr schon weit vorgerückt; aber ich muß meine Gedanken dennoch dem Papier anvertrauen: Die Betrachtung der im freien Lauf von den Gletschern – diesen Schatzkammern unermesslicher Wasserkräfte – herabrauschenden Bäche muß einem Hydrotechniker das Herz im Leibe lachen machen, wenn er bedenkt, wie ungeheuer viel Arbeitskraft noch zu gewinnen ist. – Aber man vergesse das Eine nicht: Die bäuerlichen Gemeinden sind jetzt noch gerne geneigt, ihre Wasserrechte billig zu verkaufen. Man ist jedoch nie sicher, wann die Bauern den enormen Wert ihrer Wasser erkennen. Dann ist mit ganzen Fudern von Belehrung nicht mehr zu helfen.» Nach solchen, mehr allgemeinen Betrachtungen verbreitete sich der von der Elektrizität förmlich besessene Mann über eine Anlage, durch die Flims und Umgebung elektrifiziert werden könnte. Mit derlei Plänen beschäftigte sich der einsame Kurgast auf seinen Spaziergängen durch die herrlichen Waldungen von Flims und wurde nicht müde, solche Projekte gleichsam zur eigenen Unterhaltung in den glühendsten Farben auszumalen.

Licht und Schatten

Die breite Masse seiner Talgenossen sah in Jacob Schmidheiny ein vom Schicksal auserwähltes, unglaublich begünstigtes Sonnenkind. Alles bestaunte die weiträumigen, vortrefflich eingerichteten Ziegelhütten mit ihren rauchenden Schloten; man errechnete den Geldwert der gewaltigen Lager und der prall gefüllten Güterwagen, die ihre kostbare Last ins Weite führten. Und männiglich kam zum Schluß, daß es einen glücklicheren Mann als den Schloßherrn zu Heerbrugg überhaupt nicht geben könne.

Schmidheiny's Briefe überschatteten das von den Außenstehenden entworfene Bild eines vom Glück verwöhnten Sonnenkindes. 1892 gestand er ohne Umschweife: «Mein ganzes bisheriges Leben lang habe ich mich mit Schulden abgemüht. Die Zahl-, Zins- und Steuertage kommen, ob genügend Geld vorhanden ist oder nicht. Ich sehne mich unendlich, aus den Geldsorgen herauszukommen. Wenn mir die Stadt die ihr angebotenen Grundstücke abkauft, will ich das flüssige Geld derart verwenden, daß ich in Zukunft den furchtbaren Geldnöten entgehen kann, die mir letztes Jahr beinahe das Leben kosteten.»

Schein und Sein klafften weit auseinander. Es wäre indessen vermessen, dem Eingeständnis des Fabrikanten keinen Glauben zu schenken. Ein nüchterner Überschlag enthüllte die wirkliche Lage Schmidheiny's mit aller Klarheit:

Die Kaufsumme des Schloßgutes bedeutete die erste drückende Belastung. Die Seidenraupenzucht war ein ausgesprochenes Verlustgeschäft. Die Handziegelei konnte infolge ihrer Kleinheit auch bei ordentlichem Absatz keinen nennenswerten Gewinn abwerfen. Die Erneuerungen und Verbesserungen, die Umstellung auf Maschinenbetrieb, der Erwerb des Werkes Espenmoos, dessen Wiederaufbau, zwei Großbrände mit ihren schwerwiegenden Folgen, die lange anhaltende Absatzkrise, die Verluste durch Erfrierungen und dann ganz besonders die kostspieligen Versuche in Bruggwald, die am laufenden Band neue und teurere Maschinen erforderten; außer dem Zinsendienst konnten die fällig werdenden Abzahlungen nur mühsam erfolgen; von Rückstellungen war keine Rede, denn es mußten vielfach neue Maschinen angeschafft werden, ehe die alten bezahlt waren. Es war tatsächlich so, wie der geplagte Mann es ausdrückte: «Ich muß von einem Ast auf den andern springen und weiß nie, ob nicht einer davon über Nacht abgesägt wird und mir den Ruin beschert.»

Wie ein Wunder mutet es einen an, daß Schmidheiny in all diesen Stürmen überhaupt durchhalten konnte. Seine Geldgeber glaubten an die Fähigkeiten des bescheidenen Mannes, und dieser hat sie nie enttäuscht. Nachdem der «mehrfache Kollergang» den Betrieb weitgehend verbessert hatte, stellten sich allmählich die Jahre ein, die der unbefriedigenden Finanzlage ein Ende bereiteten und da Schmidheiny ohne fremde Mittel auskam. Die Hoffnung, daß «sein Haus in Ehren bestehen könne», ist dank eines gütigen Geschickes nicht zuschanden geworden.

Im Dienste der Öffentlichkeit

Die ihm durch sein Unternehmen auferlegte Arbeitsbürde hielt den Fabrikanten nicht davon ab, sich in einer Reihe von Ämtern der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. So saß er lange Jahre im Rat der Schule und der Kirche; er wirkte im Balgacher Gemeinderat, in der evangelischen Synode und im Schoße des sanktgallischen Großen Rates. Kein Vielredner, aber ein aufmerksamer Zuhörer und selbständiger Denker, der sich stets bemühte, zu einem eigenen Standpunkt zu kommen, den er in der Folge mannhaft vertrat. Anläßlich einer Schulgenossenversammlung «harzte» es, als die Gehalte der Lehrerschaft um ein wenig erhöht werden sollten. Jacob Schmidheiny befürwortete die Erhöhung vorbehaltlos, vermochte jedoch seine Mitbürger nicht «giebiger» zu stimmen. Es sollte demnach beim alten bleiben. Da verlangte Schmidheiny abermals das Wort und erklärte, man sei der Lehrerschaft die bescheidene Gehaltserhöhung schuldig; er werde sie aus seiner Tasche bezahlen.

Im Kreise der Fachgenossen hatte man die umfassenden Kenntnisse und die menschlich vorbildlichen Eigenschaften des Zieglers von Heerbrugg früh entdeckt. Mit Schmidheiny als Präsident der «Vereinigungschweizerischer Ziegler» wurde der richtige Mann auf den richtigen Platz gestellt. Die Mehrzahl der schweizerischen Ziegler hatte sich zu einem «Kartell» zusammengeschlossen. Dessenungeachtet zogen bei weitem nicht alle Mitglieder am selben Strick. Übergroße Vorräte, stockender Absatz und bedenklich gedrückte Preise gaben dem Vorstand und dem Präsidenten erheblich zu schaffen. Erzeugung und Verkauf mußten aufeinander abgestimmt werden, wenn die Ziegelei nicht Schiffbruch erleiden sollte. Jacob Schmidheiny tat alles, was in seinen Kräften stand, ohne indessen auf der ganzen Linie

eine durchgreifende Gesundung der Verhältnisse zu erreichen. «Aber das Gute auch nur aufrichtig gewollt zu haben, heißt oft, seiner Zeit Genüge getan.» Schmidheiny's sauberes Geschäftsgebaren, seine unerschütterliche Ruhe, sein ausgeprägtes Rechtsgefühl und seine schlichten Umgangsformen stempelten ihn zu einer Persönlichkeit von hohem Rang. Nicht umsonst würdigten die Fachblätter beim Hinschied des hochgeschätzten Präsidenten seine unschätzbaren Verdienste: «Es ist ein Licht erloschen, dessen Glanz unter den Fachgenossen lange, lange vermißt werden wird.»

Arbeitgeber und Arbeitnehmer

Kurz vor der Jahrhundertwende erfuhr die von der Partei der «Grütli-
aner» friedfertig behandelte Arbeiterfrage eine Verschärfung von seiten der
neu auftretenden Gewerkschaften. Wenn einer sowohl die Lage eines
Arbeitnehmers als auch eines Arbeitgebers aus eigener Erfahrung beurtei-
len konnte, war es Jacob Schmidheiny. Im Laufe seines bewegten Lebens
hatte er zur Genüge erfahren, daß nie alles Unrecht auf der einen und eben-
sowenig alles Recht auf der andern Seite lag. Er liebte zufriedene Gesichter
um sich. Trat irgendeine Spannung auf, mußte unverzüglich dagegen an-
gegangen werden. In offener Aussprache versuchte der leutselige Fabrikant
den leidigen «Span» aus der Welt zu schaffen. Zeigte sich dies als un-
möglich, gab es nur ein für beide Teile annehmbares Rezept: «Die sofortige
Lösung des Arbeitsverhältnisses.»

Jeder Arbeiter durfte bei seinem Brotherrn vorsprechen und vor ihm die
Sorgen und Nöte ausbreiten. Und nie ist einer ohne Rat und Hilfe von hin-
nen gegangen.

Die soziale Tat

Die «soziale Frage» bildete in den letzten Lebensjahren in wachsendem
Maße Gegenstand von Schmidheiny's Sinnen und Denken. Er suchte unab-
lässig nach einer «sozialen Tat», durch die er seiner Dankbarkeit für den
vielfältig empfangenen Gottessegen sichtbaren Ausdruck verleihen wollte.
Sollte es ein mittelhochdeutsches Krankenhaus, ein Altersheim oder eine

höhere Schule sein? Sein plötzlicher Tod enthob ihn der endgültigen Entscheidung. Aber seine Nachfahren ließen es sich angelegen sein, den von ihrem alten Herrn ausgestellten Wechsel der Dankbarkeit nach Jahr und Tag sinnvoll und großzügig einzulösen, indem sie in Wildhaus das «Rhintalerhus» erbauen ließen und es der Schuljugend des Rheintals als Ferienheim zur Verfügung stellten.

Ausklang

Schmidheiny's Wunsch ging stets dahin, mitten in seiner Tätigkeit «wie ein Soldat bei seinem Geschütz» aus diesem Leben abtreten zu dürfen. Dieser Wunsch erfüllte sich. Anlässlich eines Aufenthaltes in der Ziegelei Espenmoos setzte in der Morgenfrühe des 18. Hornung 1905 ein Herzschlag dem Dasein des rastlos tätigen Mannes ein jähes Ende. Drei Tage darauf wurde seine sterbliche Hülle inmitten einer nach Hunderten zählenden Trauergemeinde auf dem Balgacher Friedhof in die Erde seiner angestammten Heimat gebettet, die er so innig geliebt hatte.

Die beiden Söhne teilten der weitverzweigten Kundschaft mit, «daß die Firma Jacob Schmidheiny und Söhne infolge des Hinschiedes ihres Seniorchefs erloschen und nunmehr abgeändert werde in ‚JACOB SCHMIDHEINY'S SÖHNE‘. Das Geschäft soll in bisheriger Weise, im nämlichen Sinn und Geiste weitergeführt werden. Besser glauben wir das Andenken an seinen Gründer nicht ehren zu können.»

Ehe wir Abschied nehmen von Jacob Schmidheiny, geziemt es sich wohl, rückblickend den Weg zu überschauen, den wir gekommen sind.

Grenzt es nicht beinahe ans Wunderbare,
daß aus dem armen Handweber ein Fabrikant größten Ausmaßes geworden ist;

daß der aus der Weberei hervorgegangene Ziegler in zähem Ringen aus einem einheimischen Rohstoff ein an Vollendung heranreichendes Erzeugnis zu schaffen vermochte;

daß der technisch Ungeschulte auf dem Boden der Ziegelindustrie zum bahnbrechenden Pionier der Lehmverarbeitung aufgerückt ist;

und daß es dem schlichten Mann beschieden war, im Kranze der wohlthätigen Stiftungen seiner Nachfahren bis in die Gegenwart und darüber hinaus weiterzuleben?

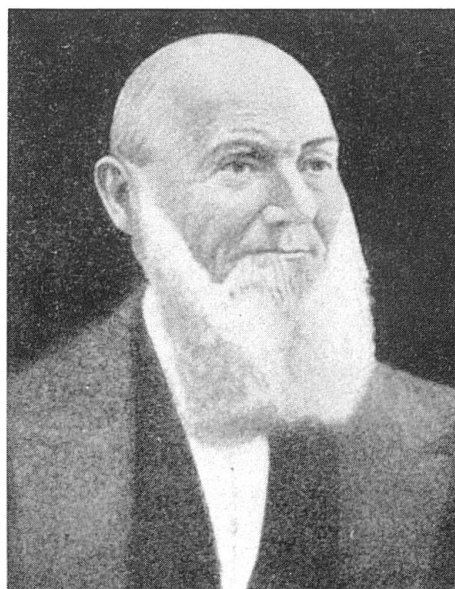
Es will uns angesichts dieses erfolgreichen Aufstieges bedünken, es sei der Lebenslauf Jacob Schmidheiny's dazu angetan, recht vielen jungen Menschen aus bescheidenen Verhältnissen als aufmunterndes und anspornendes Leitbild zu dienen.

† *Jakob Boesch*

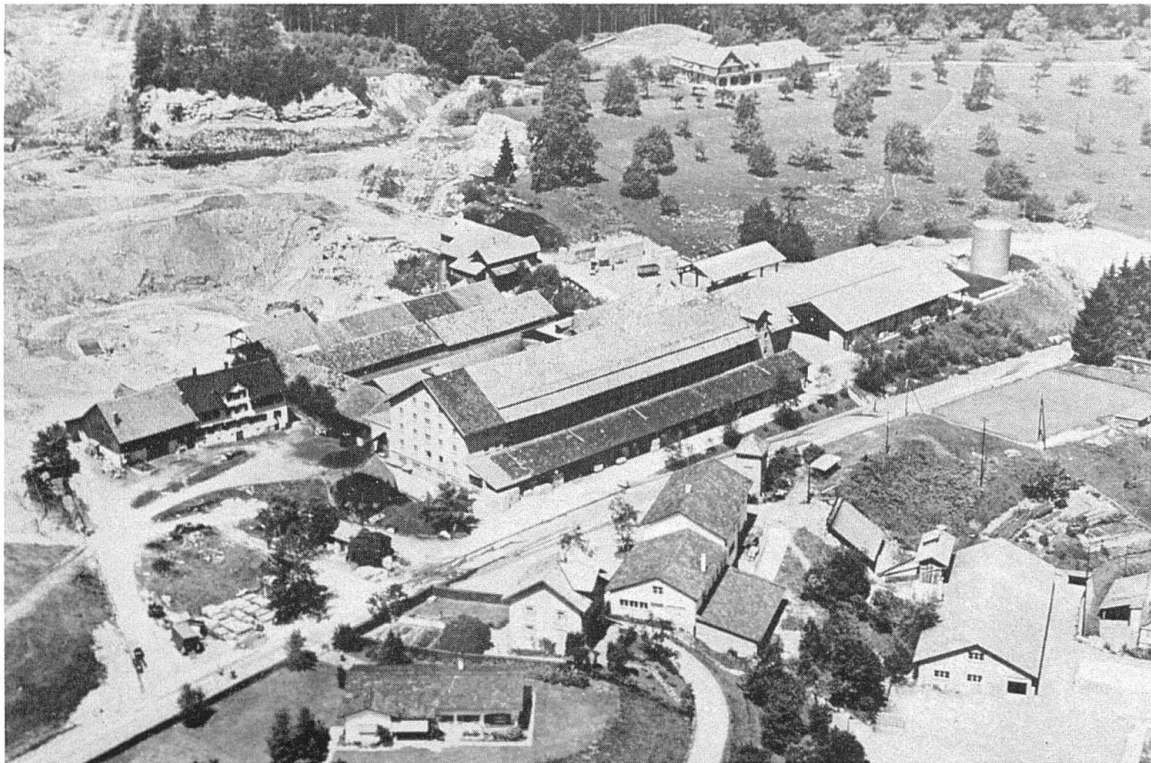


Nicht ohne Stolz zeigten die Unternehmer jener Zeit die Bilder ihrer Betriebe und erhaltener Auszeichnungen auf den Briefköpfen. Der Anfang eines Briefes Jacobs an seinen ersten Sohn Ernst vom 3. Juli 1897.

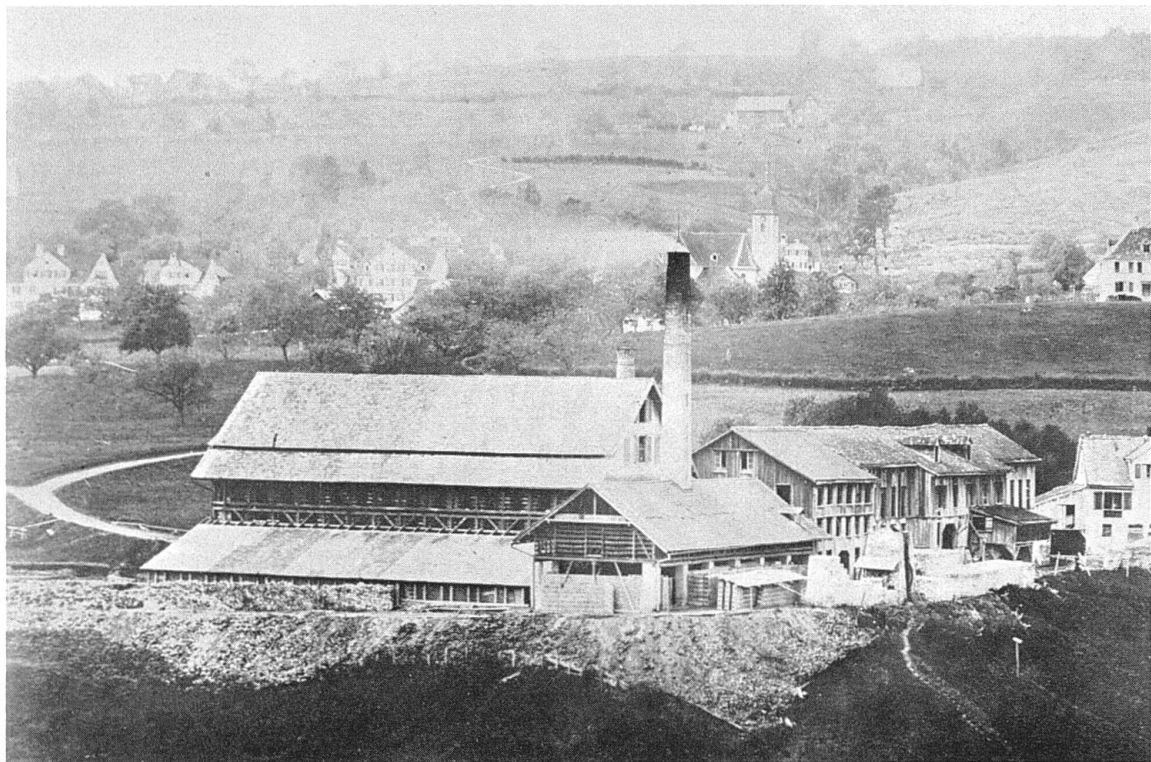
Karl Völker (1796–1884), Sohn des Kastellans der thüringischen Wartburg, war schon in der Jugend ein Freiheitskämpfer gegen die Herrschaft Napoleons I. Als politisch Verfolgter kam er um 1820 in die Schweiz, wirkte an der Kantonsschule Chur, flüchtete dann vor den Schergen des Grafen Metternich nach England. Nach der Rückkehr eröffnete er auf Schloß Heerbrugg ein Landerziehungsheim, setzte sich auch für die Zucht der Seidenraupe und der Merinoschafe, für die Rheinkorrektion und den Bau einer Eisenbahnlinie ein. Nach der Erwerbung des Bürgerrechts wurde er zum Kantonsrat, Erziehungsrat und Gerichtspräsidenten gewählt.



Die Ziegeleien J. Schmidheiny's um die Stadt St. Gallen



Die Ziegelei Bruggwald um 1955. Die Ziegelei Kronbühl stand unterhalb der Straße; sie war bis 1911 im Betrieb und wurde 1925 abgebrochen. Bruggwald (oberhalb der Straße) wurde 1904 von Jacob Schmidheiny in Betrieb gesetzt. Sie ist nach Erschöpfung der Lehm-vorräte 1974 eingegangen.



Die Ziegelei Espenmoos wurde 1907 abgebrochen.

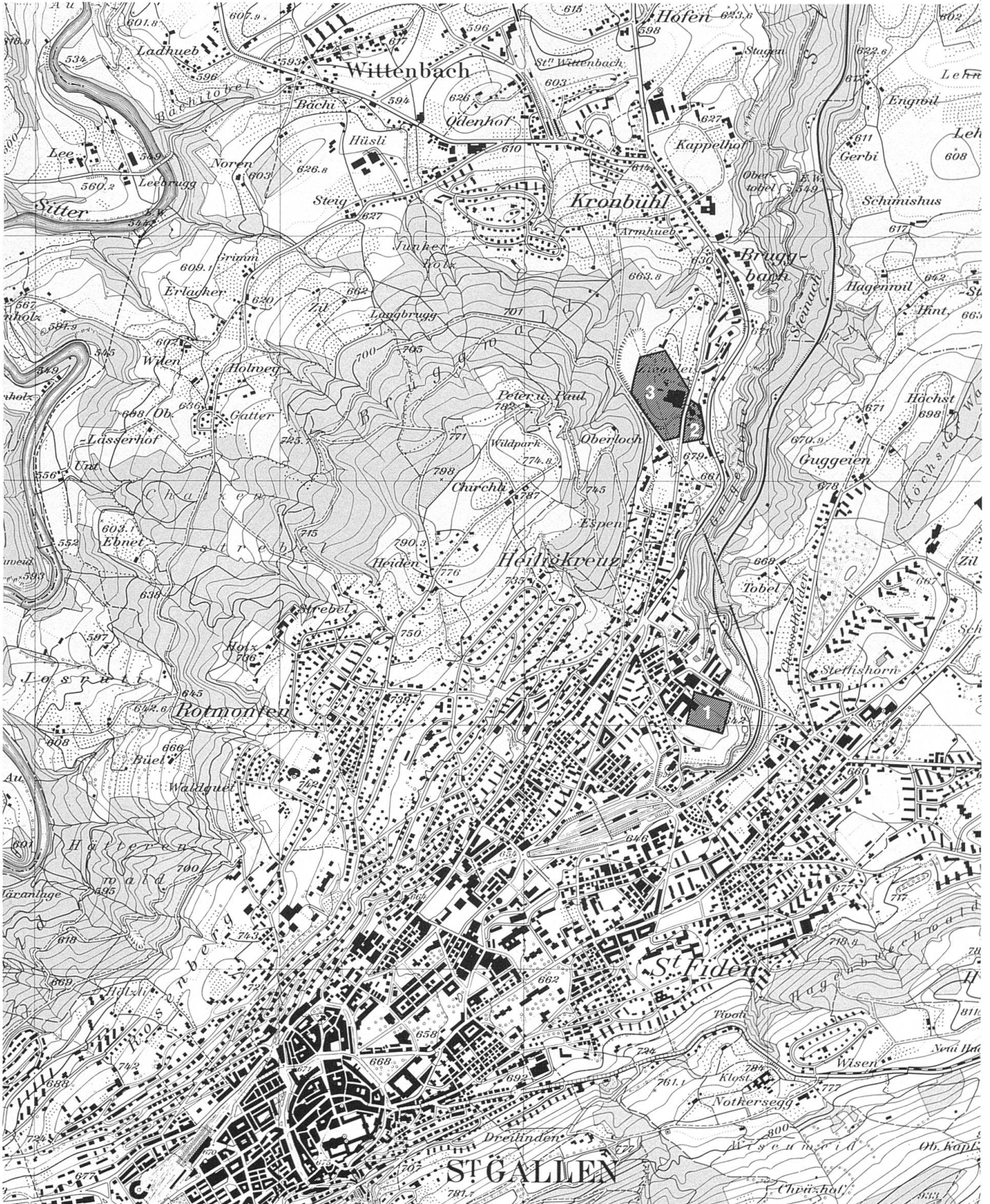
Die Schmidheiny-Ziegeleien im Gebiet der Stadt St. Gallen

(Karte 1:25 000)

1. Espenmoos
2. Kronbühl
3. Bruggwald

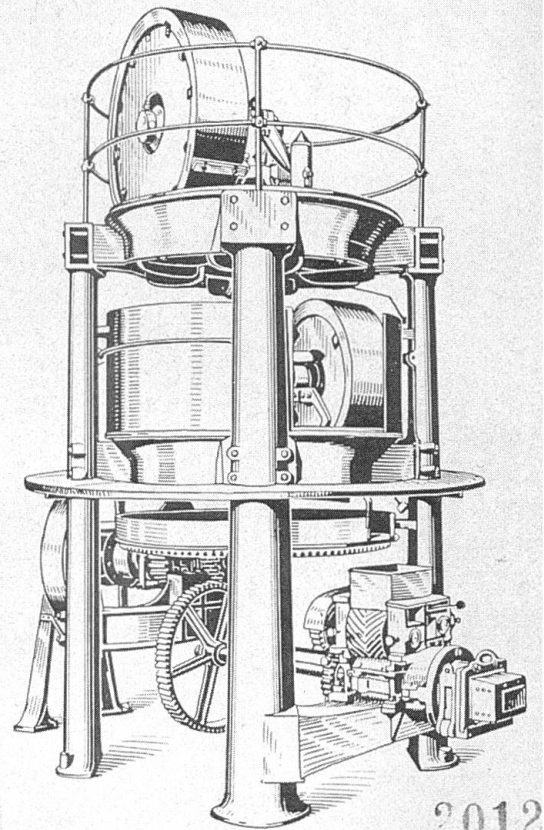
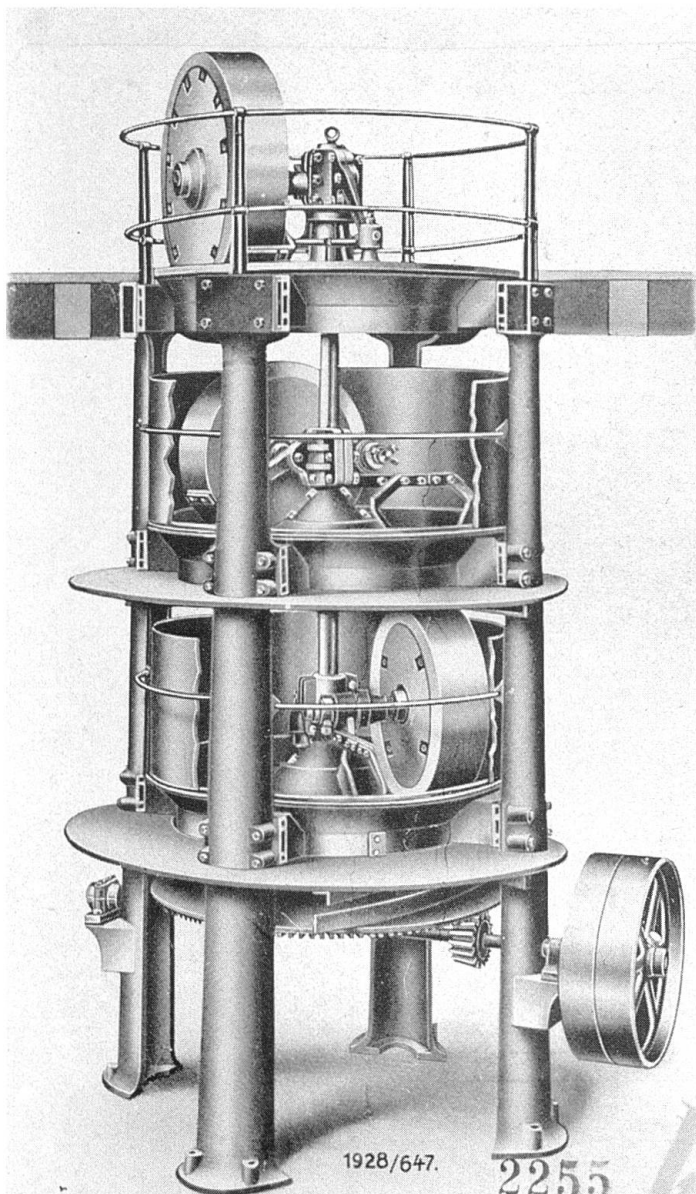
Reproduziert mit Bewilligung der Eidg. Landestopographie vom 16.9.1977

ORELL FUSSLI GRAPHISCHE BETRIEBE AG ZÜRICH



Schmidheiny's mehrstöckiger Kollergang

Not macht erfinderisch; durch sie wurde der Unternehmer zum Konstrukteur und Erfinder. Das Rohmaterial für die Anfertigung von Dachziegeln und Backsteinen ist Lehm und Mergel. Für die mechanische Anfertigung dieser Produkte ist eine gleichmäßige Durchknetung der Masse notwendig, welcher sich die darin befindlichen groben Knollen widersetzen. Die primitiven Zerkleinerungsmaschinen, die Schmidheiny zur Verfügung standen, wurden dadurch in bedenklicher Weise strapaziert. Nach unzähligen fehlgegangenen Versuchen und beinahe unüberwindlichen Hindernissen gelang es ihm, nach seinen Ideen einen mehrfachen Kollergang zu konstruieren, der sich allen Anforderungen gewachsen zeigte. Die Erfindung war epochemachend. Adolf Bühler in Uzwil baute diesen Kollergang, der Schmidheiny in den Fachkreisen berühmt machte und sowohl der Ziegelindustrie wie der Maschinenfabrik Bühler zum Erfolg gereichte, da sofort eine starke Nachfrage nach dieser Maschine einsetzte.

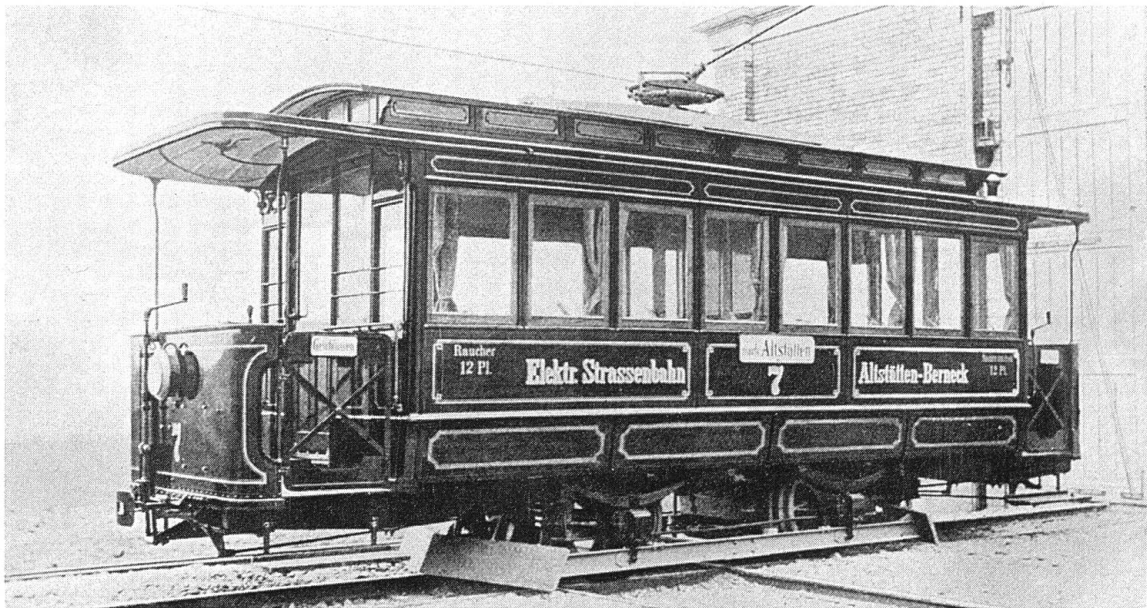


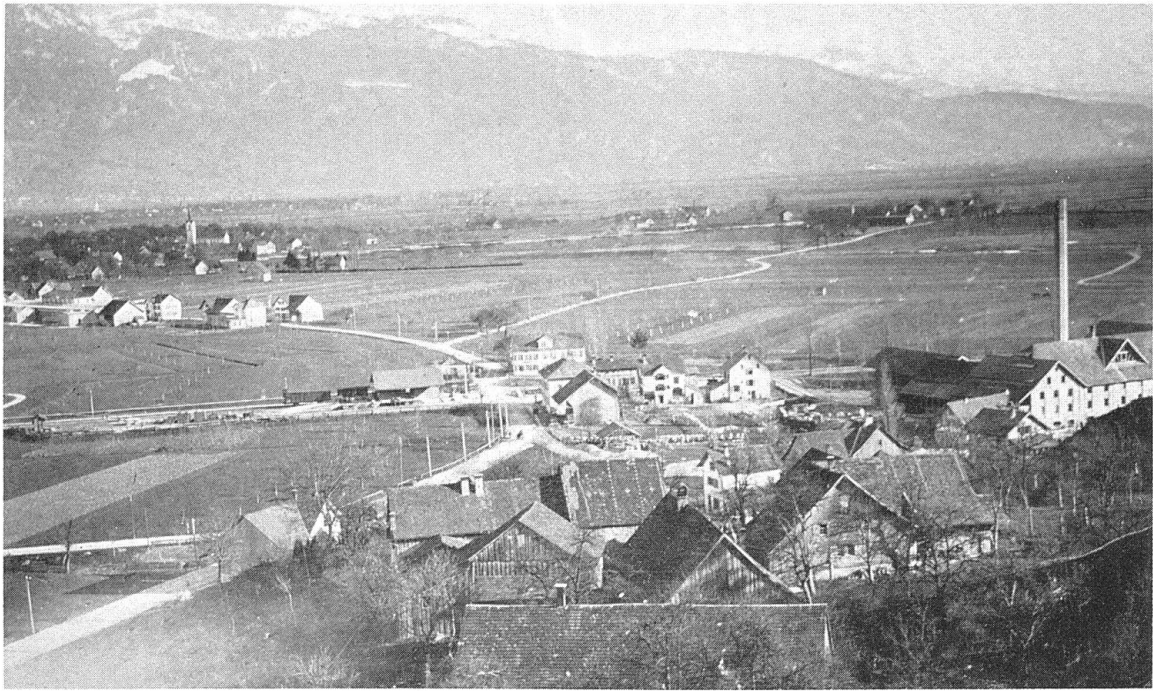
Kollergang



Die elektrische Straßenbahn brachte eine moderne, ja städtische Note ins rheintalische Dorfbild.

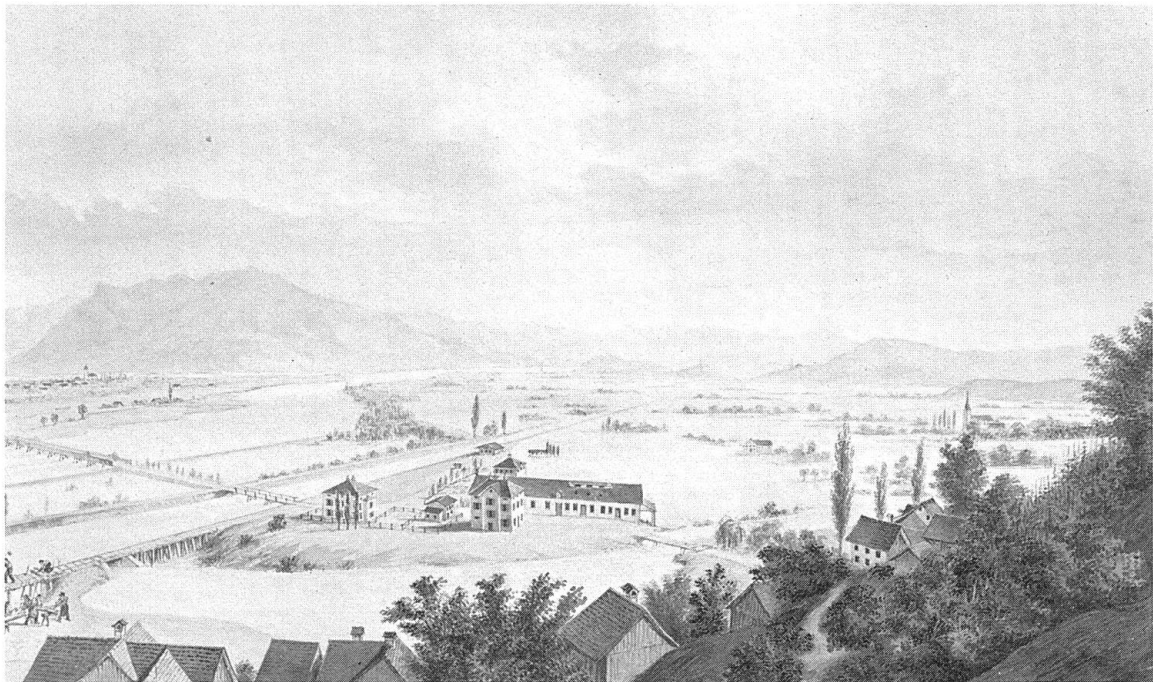
Als leidenschaftlicher Schrittmacher der Elektrizität ruhte Schmidheiny nicht, bis eine elektrische Straßenbahn den Lokalverkehr zwischen Altstätten und Berneck besorgte. Dabei hatte er in dem Bernecker Kaufmann A. Lutz einen tatkräftigen Partner. Die beiden Bilder zeigen zwei Wagen auf der Endstation Berneck am Tage der Eröffnung der Bahn (5. April 1897).

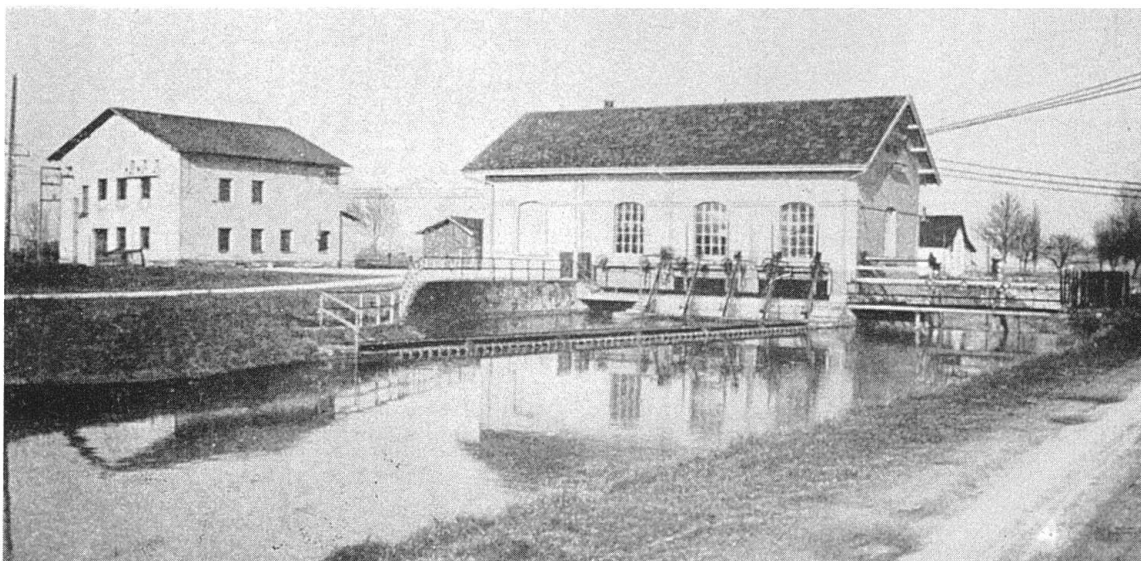




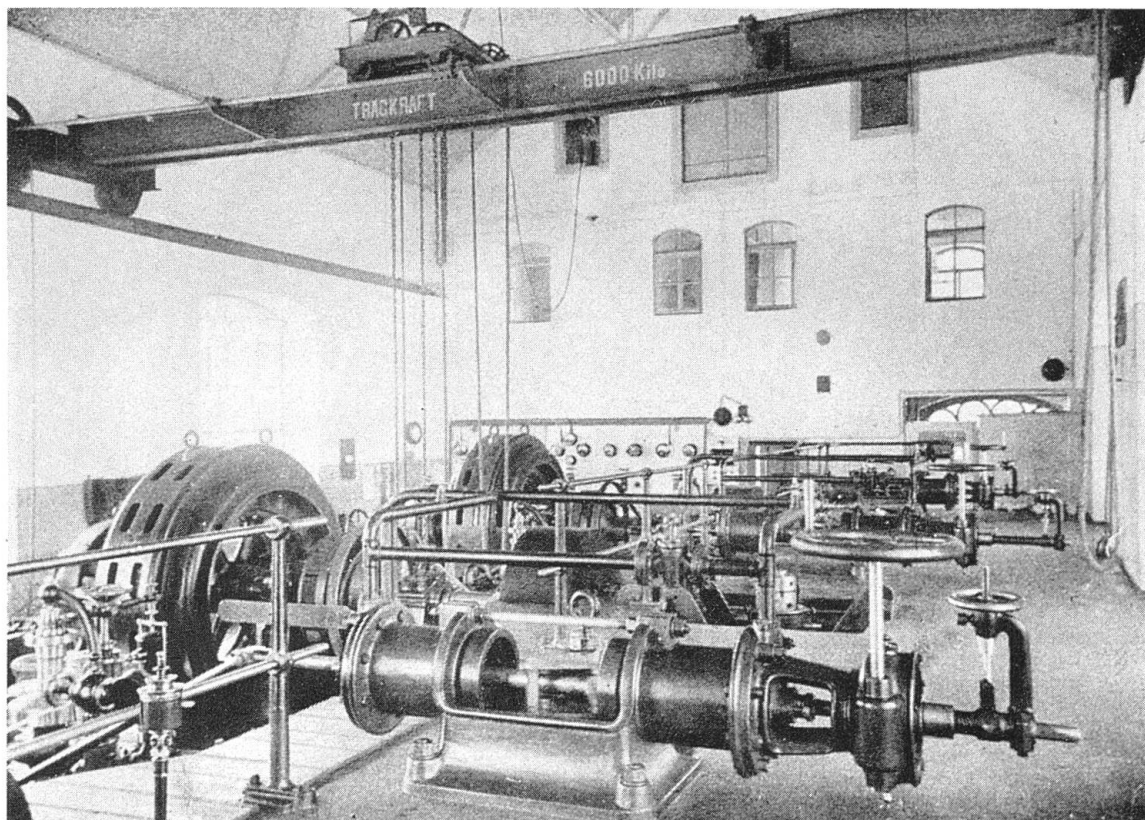
Heerbrugg im Jahre 1895.

«Überschwemmungen in Rheintal (Station Au) in den Jahren 1868 und 1872» (so der Vermerk auf der Rückseite des 47,5×28 cm messenden Originals). Kolorierte Bleistiftzeichnung, unsigniert, in Privatbesitz. Die Katastrophen der Jahre 1868 und 1872 gaben den entscheidenden Anstoß zur Korrektur des Rheins und zur Sanierung des Rheintals; beide Werke konnten aber nur mit großen staatlichen Mitteln durchgeführt werden und nahmen die Kräfte einer ganzen Generation in Anspruch.





Am Rheintalischen Binnenkanal entstanden – auf Betreiben der Brüder Schmidheiny und ihrer Freunde, aber auf Kosten des Kantons St. Gallen – drei kleine Elektrizitätswerke (bei Lienz, bei Blatten und bei Montlingen), die zusammen anfänglich eine installierte Leistung von 1800 Kilowatt aufwiesen, während die Privaten für den Absatz der Energie zu sorgen hatten. Die Energieversorgung mußte bald nachhaltig verstärkt werden. Die beiden Bilder sind der Schrift «25 Jahre St. Gallisch–Appenzellische Kraftwerke SAK 1914–39» entnommen und stellen das kleine Kraftwerk Montlingen dar. Oberes Bild: die Zentrale mit der Unterstation. Unteres Bild: das Innere mit der 1905 erstellten und 1927 erneuerten Maschinenanlage.





Die Familie Schmidheiny im Jahr 1896
Von links nach rechts: Sohn Jacob, die Mutter, Sohn Ernst, der Vater.